

Sascha C. Rudat

Inklusion im gymnasialen Vorbereitungsdienst – ein Erfahrungsbericht. Oder: Der soll doch nur Spaß haben.

Zusammenfassung:

Unauffhaltsam drängt die Inklusion in die Schulen – und wo die Schulen betroffen sind, sind es auch die auszubildenden Studienseminare. Erfahrungswerte sind kaum vorhanden, entsprechende Strukturen stecken noch in sehr kleinen Kinderschuhen. Lehrer und Eltern sind gezwungen, neue pädagogische Pfade zu erforschen – und auch die Lehrerausbildung soll entsprechend und zielführend modifiziert werden. Doch die Ausbilder an den Studienseminaren wissen nicht, wie sie ihren Referendaren etwas vermitteln sollen, das sie selber nur aus der Theorie kennen.

Sascha C. Rudat ist der erste Gymnasialreferendar in Hessen, der in einer sogenannten I-Klasse unterrichtete und im Mai 2014 seine Examenslehrprobe ablegte.

Hier schreibt er über seine Erfahrungen, Inklusion und Vorbereitungsdienst zu verbinden.

Schlüsselwörter: Inklusion, Vorbereitungsdienst, Referendariat

Inclusion and teacher training

Abstract:

Inclusion's path into mainstream schools cannot be stopped – and where schools are effected, so too are the institutes for teacher training. There is almost no experience to draw on, and the structural steps which need to be taken are still in their infancy. Teachers and parents are forced to discover new paedagogical paths and thus, teacher training also needs to be reformed to achieve its goals. But how are teacher-trainers supposed to teach their teacher-trainees something that they have only theoretical knowledge of?

Sascha Rudat who completed his teacher training in May 2014, is the first teacher in Hessen who passed his exam lesson in a so-called inclusion class.

In the following he describes his experience of trying to combine inclusion and teacher-training.

Keywords: Inclusion, teacher training

EINLEITUNG

Referendariat und Inklusion – zwei Schlagwörter des Lehrerberufs, die dem ersten Anschein nach nicht unbedingt zusammen finden. Referendariat: Die Zeit der Vorbereitung auf den Schulalltag – Praxisschock, Lebenswirklichkeit, Positionierung im Kollegium. Dazu geistert seit geraumer Zeit ein ambitioniertes Ziel durch die Pädagogikwelt, die Illusion von absoluter Individualisierung und Förderung des einzelnen Schülers. Die Theorie findet langsam ihren Einzug in die Lehrerzimmer und Studienseminare – die Praxis allerdings steht noch größtenteils vor verschlossenen (Schul-)Türen. In der Folge wird ein Schlagwort die deutschen Schulen in den nächsten Jahren prägen, das es mit Inhalt zu füllen gilt, wo noch keine Erfahrungswerte bestehen: Inklusion.

Der Traum von der Inklusion – ich möchte ihn gerne messen an der Wirklichkeit.

Erste Annäherung an die Inklusion

Wo die Schulen betroffen sind, sind es auch die ausbildenden Studienseminare – und so wollte es das Schicksal, dass ich während meiner Vorbereitungszeit einer der ersten gymnasialen Referendare in Hessen werden sollte, der nicht nur eine als Inklusionsklasse deklarierte Lerngruppe unterrichten sollte, sondern in dieser auch seine Examenslehrprobe absolvierte.

Nach nun etwas über eineinhalb Jahren Deutschunterricht haben die Schüler und ich inklusive Strukturen etabliert, die über das Stadium der ersten Erprobung hinaus sind und die Phase der Optimierung erreicht haben – heißt: Inklusion bedeutet nicht die Eingliederung körperlich und geistig behinderter Schüler in den Regelunterricht, wie es schulpolitisch verkündet wird; vielmehr bedeutet es eine grundsätzliche Neugestaltung sämtlichen Regelunterrichts, eine präventiv diagnostizierende Unterrichtsgestaltung, die den individuellen Leistungsstand bezüglich fachlicher und überfachlicher Kompetenzen jedes Schülers erkennt, nutzt und fördert. Ausubel stellte zeitnah bereits die These auf: „Der wichtigste Einzelfaktor, der das Lernen beeinflusst, ist das, was der Lernende bereits weiß. Stelle dies fest und unterrichte ihn entsprechend.“ (Hattie 2014)

Doch wie soll in der schulischen Realität die Umsetzung erfolgen? 30 einzelne Unterrichtseinheiten pro Stunde planen...unmöglich. So ist es – es wäre unmöglich...aber auch nicht notwendig. Vielmehr verlangt die Umsetzung der inklusiven Ansätze das Aufbrechen veralteter Schul- und Unterrichtsstrukturen.

Im Zuge der inklusiven Beschulung werden marginale Veränderungen Einzug in den Klassenraum halten. Doch schon hier zeigen sich große Differenzen zwischen schulpolitischen Ansichten und der Wirklichkeit der Inklusion aus pädagogischer Sicht. Ein entscheidender Aspekt: Der einsame Wolf im Lehrerdress, der Alleinherrscher im Klassenzimmer wird unweigerlich der Vergangenheit angehören. Teamarbeit mit Förderschullehrern und dem Kollegium auch innerhalb des Unterrichts wird von Nöten sein, die Auflösung traditioneller Unterrichtsstrukturen fast zwangsläufig eine Notwendigkeit.

Dies alles wird ein langer Prozess sein...ein Prozess, der nun beginnt. Keiner kennt sich über eine allgemeine, meistens mangelhafte, Begriffsdefinition hinaus aus, Schulen und Studienseminare wollen sich langsam mal auf den Weg begeben.

Und nun...ich. Zu Beginn Gymnasialreferendar im ersten Hauptsemester an einer Integrierten Gesamtschule und einem Oberstufengymnasium. Zuweisung ersten eigenen Unterrichts: Deutsch. Klasse 6. Mit Integrationskind.

Ratlosigkeit im Seminar, aufgestellte Nackenhaare bei den Ausbildern, vermehrte Gespräche mit der Schulleitung. Ergebnis: Eine Zuweisungsänderung ist aus zeitlichen Gründen nicht mehr möglich, die Wahl aus der vergleichsweise geringen Schülerzahl (22) besagter Klasse heraus getroffen.

Eins weiß die Schulleitung zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht über mich, wie auch, nach nur ein paar Tagen Schulzugehörigkeit: Wenn ich etwas mache, dann aber richtig.

Knapp eineinhalb Jahre und wirklich alle Fortbildungen, Tagungen und Seminare im Umkreis von knapp 400 km – Bielefeld, Göttingen, Gießen, Marburg, Kassel – später hat sich einiges verändert: Meine Unterrichtsansicht, das Interesse an meiner Person bzw. meinen Erfahrungen und mein Kampf in den Köpfen von Kollegen um eine völlig neue Unterrichtsstruktur.

Und das als Referendar...ein langer Weg, der da vor mir liegt.

Ich möchte im folgenden Verlauf versuchen, konkret aufzuzeigen, warum die Inklusion immer noch ein Stiefkind der Ausbildung ist, von welchem Wissens- bzw. Kompetenzstand

meine Ausbilderin und ich aus begonnen haben, uns diesem Aspekt zu widmen und welche konkreten Schritte wir unternommen haben.

Bitte verzeihen Sie mir schon einmal vorab, dass ich partiell in den Erzählstils der Ich-Form verfallte – es begründet sich in meiner emotionalen Betroffenheit und der Leidenschaft für das Anliegen, Schüler besser oder optimaler zu unterrichten.

Vor allem aber soll aufgezeigt werden, was in naher Zukunft in Angriff genommen werden muss...von LiV (Lehrer im Vorbereitungsdienst) und Ausbildern, bezüglich der Ausbildungsstruktur, der inhaltlichen Modulgestaltung usw.

Die ersten eigenen Schritte eines langen inklusiven Weges

Zurückblickend auf die ersten Gespräche über inklusiven Unterricht weiß ich nun, dass meine erste Reaktion auf die Hinweise zum Begegnen dieser sonderpädagogischen Situation zwar intuitiv, aber dennoch vollkommen richtig war: Dem Rat, besagten Schüler bei Schwierigkeiten aus der Klasse irgendwohin, zusammen mit seiner Schulbegleiterin, zum Malen zu schicken, da dieser lediglich in der Schule ein wenig Spaß haben sollte und nicht wirklich etwas lernen müsse, begegnete ich mit großen Augen und sprachlosem Kopfschütteln. Wenn das die inklusive Praxis sei, dann nicht meine.

Der einzige Weg zum inklusiven Unterricht verlief fortan, und er tut es immer noch, zweigleisig: Im Unterricht bedeutete dies dem System von Versuch-und-Irrtum zu folgen, sich und das eigene Handeln immer wieder zu reflektieren. Um den Unterricht herum begann diese Suche nach den versteckten pädagogischen Irrlichtern, die sich mit Inklusion aktiv auseinandersetzen, oder noch schwieriger: Die außerhalb einer separierten Förderschule Erfahrungen mit inklusivem Unterricht besitzen.

Zusätzlich zur regulären Unterrichtsplanung, den Theorieblöcken im Studienseminar, den Unterrichtsbesuchen und Klausurkorrekturen kamen somit viele lange Wochenenden der Fortbildung und Anschaffung aktuellster Literatur. An dieser Stelle sei angemerkt: Alle auf meine persönlichen Kosten, also insgesamt mindestens ein Referendarsmonatsgehalt – denn, zwar wird vom Bildungslöwen laut nach Inklusion gebrüllt, so bitte doch zum Nulltarif.

Meine Ausbilder reagierten großartig, boten jegliche Form von Unterstützung an... Beratung, die leider auf Erfahrung im nicht-inkluisiven Unterrichtssetting basierte – eine Klasse mit Schülern, die sonderpädagogischen Förderbedarf benötigten, hatte vorher kaum einer von ihnen von innen gesehen. Mein Seminarleiter erkannte ziemlich schnell das Wesentliche: Er könne noch so viel über Inklusion lesen und doch würde er wahrscheinlich nicht verstehen, wie es im inklusiven Unterricht vor sich gehe. Er besuchte mich, sagte jegliche Unterstützung zu – moralisch erhielt ich von ihm bis Ende des Vorbereitungsdienstes immer Rückendeckung. Dies war enorm wichtig für mich, den Referendar, der sich aufmachen musste, neue pädagogische Gefilde zu erkunden.

Die Offenheit meines Unterrichts setzte ich übrigens vom ersten Tag an durch: Ziemlich schnell gewöhnten sich die Schüler an die offene Klassentür im Unterricht, wir hatten schließlich nichts zu verbergen. Besuch jederzeit erwünscht, auch ohne Voranmeldung, einfach vorbeikommen...aus eigenem Antrieb kam nie jemand, außer zu den regulären Unterrichtsbesuchen.

Auf Tour durch die inklusive Fortbildungswelt

Auf den Fortbildungen lernte ich schnell, die Fachleute der Workshops und Vorträge in zwei Gruppen zu gliedern: Da sind zum einen die politischen Experten, die die Missstände und mangelnden Voraussetzungen der Schulen und dementsprechend des Personals bemängeln und nachdrücklich Änderungen fordern. Zu Recht, keine Frage – nur im aktuellen schulischen Alltag kaum hilfreich. Die zweite Gruppe sind die Realisten. Diejenigen, die sich zwar des Umstandes durchaus bewusst sind, den die Politischen anprangern, aber genau auf den Aspekt ihr Augenmerk richten, wie man im momentanen Schul-Status Quo das Optimum für Schüler und Lehrer erreichen kann. Und das ist, nebenbei erwähnt, nicht das Gruppenpuzzle als optimale Lösung, auch wenn dies manche als ultimative und innovativste Lösung anpreisen.

Ziemlich schnell änderte sich als eine der ersten Ansichten meine Ausdrucksweise, meine Bezeichnung für gewisse Aspekte, während ich vom Laien zum Teilhabenden wurde: Niemand ist von Grund aus „behindert“, höchstens „beeinträchtigt“ – die Gesellschaft behindert ihn, wenn man dem Rollstuhlfahrer eine Treppe vor die Nase setzt auf seinem Weg zum Klassenraum. Frage: Hat Ihre Schule einen Fahrstuhl? Vielleicht... aber auch höhenverstellbare Arbeitstische? Eine barrierefreie Toilette?

Auch Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf sind nicht meine „Patienten“ – sie sind genauso meine Schüler wie alle anderen auch.

Und bitte, liebe Leser, sind wir nicht alle „heterogen“? Homogen sind im weitesten Sinne eineiige Zwillinge und das wäre, unter uns gesagt, doch für unseren Arbeitsalltag eine absolut langweilige Katastrophe: Jeden Tag hätten wir nur mit einer Art Mensch zu tun, wenn wir versuchen alle gleich zu machen. Gedankenexperiment: Stellen Sie sich doch mal ein Lehrerzimmer voller Kollegen vor, die nur eine einzige Fächerkombination besitzen.

Ich habe gelernt, gerade diese wunderbare Vielfalt im Klassenzimmer schätzen zu lernen: Meine Klasse setzt sich aus Schülern zusammen, die fünf verschiedene Schulabschlüsse anstreben. Welch wunderbare Chance, von den ganz unterschiedlichen Stärken des Einzelnen zu profitieren; denn, frei nach Eckhart von Hirschhausen: Es ist so viel sinnvoller, Stärken zu stärken, statt Schwächen zu bemängeln. Und so lassen Sie uns doch bitte von den individuellen Lernausgangslagen der Schüler sprechen und nicht von erschreckend heterogenen Klassenzusammensetzungen.

An dieser Stelle ist der entscheidende Punkt zu suchen, an welchem auch im laufenden Unterricht anzusetzen ist: Ausschluss jeglicher Art ist keine Lösung. Kein räumlicher, kein thematischer, kein methodischer, kein emotionaler. Alle Schüler arbeiten jederzeit am gleichen Thema. Manche dringen dabei vielleicht weiter vor in die zu erwerbenden Kompetenzbereiche und ganz bestimmt nehmen die Schüler verschiedene Wege zum Ziel. Ihre Aufgabe als Lehrer ist es nun, nicht mehr zu dirigieren, sondern Ihre Schüler zu begleiten, Hilfe zu bieten, wo sie angebracht und notwendig ist. Abzuwägen zwischen offenen Unterrichtsstrukturen und individueller Instruktion.

Allerdings wird dieser inklusiven Strukturierung des Unterrichts nicht im Einzelkämpfertum zu begegnen sein – wenn Sie für alle Ihre Schüler individuelle Lernmöglichkeiten schaffen möchten, so schaffen Sie dies nicht alleine. An dieser Stelle bedeutet es viele Gespräche zu führen, Erfahrungs- und Materialaustausch im Lehrteam, stetige Reflexion der kreierten Unterrichtssettings. Das benötigt Zeit – und diese nicht mal eben nebenbei. Es müssen feste Unterrichtszeiten für den kollegialen Austausch geblockt und angerechnet werden...einfach mal zwischendurch ist das nicht zu bewältigen. Auch nicht für die sogenannten Helikopter-Kollegen der Förderschulen, die von Schule zu Schule pendeln und es gerade so schaffen, zu den Stunden einzutreffen. Ein entscheidender Aspekt inklusiven Gelingens: Die Schullei-

tung muss diese Umgestaltung absolut mittragen und unterstützen. Ihre Aufgabe als Lehrer ist es, sich offen auf diese Veränderungen einzulassen. Dazu gehören auch gegenseitige Hospitationen; der Förderschullehrer ist nicht dafür da, zu eruieren, ob der Regelschullehrer etwas falsch macht. Nutzen Sie jede Form der Zusammenarbeit intensiv aus, sehen Sie es als Chance, in Wechselwirkung voneinander zu lernen – denn eine Folge hat die inklusive Beschulung ebenfalls: Die klare und eindeutige Trennlinie zwischen Regel- und Sonderschulpädagogik wird und muss verschwimmen und letzten Endes verschmelzen zu einer einzigen Allgemeinpädagogik.

Ein kleiner Vorteil begleitet hier die Berufsanfänger, die Hospitationen von Beginn an gewohnt sind. Liebe Kollegen, wenn sie schon seit Jahrzehnten erfolgreich Schüler ins Leben begleiten, so will Ihnen das niemand nehmen oder absprechen; und doch sollten Sie Stillstand als Rückschritt wahrnehmen bzw., dass die andere Seite ihres Unterrichts, die Zusammensetzung der Lerngruppen, sich verändert hat – besonders mit dem Einzug der Inklusion.

Eine kleine, hoffentlich abschreckende, Anekdote aus meinem Prüfsemester, also nach einem Jahr inklusiven Unterrichtens und mitten im zweiten (!) Halbjahr des Schuljahres: Mittlerweile hatte es sich im Kollegium herumgesprochen, dass ich mich intensiv mit Inklusion beschäftigte und mich intensiv für deren Umsetzung einsetzte. Eine Kollegin, die ebenfalls in der Klasse unterrichtete, fragte mich, warum ich denn drei verschiedene Klassenarbeiten auf meinem Platz liegen habe. Ich war verduzt und stutzte. Na, dies wäre doch selbstverständlich und wie immer: Die Regelarbeit und die beiden individualisierten Klausuren für die beiden Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf. Nun war sie verduzt und stutzte: Wie, in der Klasse seien zwei Schüler mit Förderbedarf – sie wisse nur von einem? Und sowieso, da reiche es doch, wenn diese die letzte Aufgabe wegließen.

Liebe Leser und Kollegen. Alleine meine Gedanken in diesem Moment würden den Umfang dieses Beitrages sprengen, wo sollte man da auch anfangen. Also, kurz und prägnant: Nein, es reicht nicht und ist in keiner Weise eine in Frage kommende Option. Und außerdem: Sprechen Sie miteinander über Ihre Klassen und informieren Sie sich – zu Beginn des Schuljahres!

Dafür müssen flexible Lehrplanstrukturen her, Zeitfenster zur kollegialen Beratung, ein Umdenken in der Ausbildung, die von Beginn an sonderpädagogischen Förderbedarf in seiner Vielfalt und deren Umgang thematisiert. Dies gilt auch für gymnasiale Kollegen, die davon genauso betroffen sind wie die Gesamtschulkollegen.

Ein Beispiel, welches diese Bereiche tangiert:

Vergleichsarbeit in der Oberstufe, Fach Englisch, Hörverstehen. Und was machen Sie mit Ihrem schwerhörigen Schüler? Wenn Sie Glück haben und technisch einigermaßen ausgerüstet, besitzt dieser ein Hörgerät und Sie als Lehrer ein Mikrofon in der Klasse – wie verhält es sich nun mit dem arg verpönten Lehrerecho? Tun Sie es nicht, wird Ihr besagter Schüler kaum etwas zum Unterrichtsgeschehen beitragen, geschweige denn daran teilhaben können. Wer kümmert sich zeitnah um das Mikrofon, wenn es defekt ist?

Wenn Lehrer lernen – Gelingensbedingungen der Inklusion im Alltag

Über die eineinhalb Jahre des Unterrichtens in meiner besagten Deutschklasse hat sich vieles verändert und doch hat nicht alles so funktioniert, wie ich es mir erhofft habe und wie es die quantitativ klägliche Literatur versprochen hat.

Innerhalb der Schule habe ich mir ein Netzwerk mit den wenigen Personen geschaffen, die genauso etwas verändern wollen wie ich. Wir sprechen sehr oft miteinander. Auch die Kommunikation mit den Eltern ist ein wichtiger Aspekt – ich persönlich habe ein sehr gutes

Verhältnis zu den Eltern, nie hat einer angemerkt, dass der „Behinderte“ sein Kind vom Lernen abhalte. Diese Klassenstruktur ist nun mal ein ganz klares Spiegelbild der kindlichen Lebenswelt, in der auch alle Kinder mit gemeinsamer lokaler Verortung zusammen aufwachsen.

Die Schüler meiner Deutschklasse sehen es als selbstverständlich, dass sie differenzierte, im besten Falle individualisierte, Aufgaben zu dem gleichen Thema bearbeiten. Sie arbeiten kooperativ – methodisch meistens im Tandemverfahren oder durch Lernen durch Lehren – aber auch eigenverantwortlich und erhalten verschiedene Formen der Unterstützung und Instruktion. So gab es beispielsweise zur Thematik Sachtexte unterschiedlich schwierige Texte bzw. Informationen zu heimischen Wildtieren: Von einem zweiseitigen Zeitungsartikel bis zu einer zu beschrifteten Darstellung des besagten Tieres. Am Ende konnten sowohl Gymnasialschüler als auch Hauptschüler mit schwerer LRS und Förderschüler etwas zum abschließenden Informationsplakat beitragen. Alle haben entsprechend ihrer Lernausgangslage am selben Produkt gearbeitet.

Wichtig ist mir auch einen Fokus auf selbstreflektierendes und eigenverantwortliches Lernen zu legen: So sagen meine Schüler nicht „Ich kann das nicht, weil...“, sondern „Es könnte funktionieren, wenn...“.

Die letzte Klassenarbeit ersetzen wir durch ein individuelles Lernwegportfolio, in dem die Lehrplaninhalte „Ganzschrift, Inhaltsangabe, Konjunktiv und Charakterisierung“ bearbeitet wurden – die Note setzte sich zu einem Drittel durch eine begründete Selbsteinschätzung, zu einem Drittel durch die Bewertung durch einen bestimmten Klassenrat und einem Drittel meiner Benotung zusammen.

Mit Hilfe einer im Deutschunterricht verankerten Lesezeit haben die Schüler mit Hilfe des Lautlesetandems ihre Lesekompetenz innerhalb von acht Sitzungen á einer halben Stunde um mindestens 15 Prozent gesteigert – und das bei Schülern, die laut SLS-Diagnose (Salzburger Lesescreening) auf dem Stand eines Drittklässlers waren, und Klassenkameraden, die zum selben Zeitpunkt das Niveau der nächst höheren Klassenstufe zeigten.

Es gilt also Raum zu schaffen in unserer traditionellen Lernstruktur für offene schülerzentrierte Lernarrangements, dabei Schülern die Verantwortung für ihr eigenes Lernen bewusst zu machen und zu übertragen und ihren eigeninitiativen Drang nach Erkenntnis zu wecken – dass dieser zwangsläufig aufgrund der Individualität des Einzelnen in unterschiedliche Richtungen verläuft, sollte nicht verunsichern, sondern als Chance gesehen und genutzt werden, Schülern aus eigenem Antrieb heraus ein aktives Lernen zu ermöglichen; bei geschickter Nutzung der einzelnen Stärken werden dadurch Synergie-Effekte entstehen und eintreten, deren Muster auch auf die notwendige Teamarbeit im Kollegium zu übertragen ist.

Auch die Bewertung, der wir weiterhin unterliegen, muss sich dabei von einer normierten Ergebnisorientierung hin zu einer Betrachtung des persönlichen Lernprozesses und den daran gekoppelten individuellen Fortschritt orientiert an übergeordneten Kriterien ausrichten und verändern.

Am Ende des Inklusionsprozesses steht damit die absolute Individualisierung – Differenzierung wäre nicht mehr notwendig. Auch im Rahmen von jahrgangs- und altersübergreifendem Unterricht wäre LdL eine der Methoden, die diese Form des Unterrichts auffangen würden. Diese Absolutheit der Differenzierung besitzt zudem die auf die Sozialkompetenz ausstrahlende Wirkung, dass kein Schüler versagt aufgrund des Messens mit anderen Schülern.

Somit wird und sollte in diesem Sinne das Ziel guter Schulen sein Leistungsunterschiede auf hohem Niveau zu produzieren – also für noch größere Heterogenität zu sorgen. Matthias von Saldern bezeichnete dies auf einem seiner Vorträge als „Ungleichbehandlung von Un-

gleichen ist gute Pädagogik“ (Am 28. März 2014 auf der Jahrestagung: Jenaplanschulen auf dem Weg zur Inklusion; sein Vortrag hieß „Auf dem Weg zur inklusiven Schule“).

Ich persönlich hatte viel Glück, besonders eine Deutsch-Ausbilderin zu haben, die sich mit mir zusammen intensiv auf die Inklusion eingelassen und fortgebildet hat.

Denn bedenken Sie bitte: Wenn Sie als Kollege mit vielleicht knapp zwanzig Jahren Dienst Erfahrung sagen „Für Inklusion bin ich nicht ausgebildet.“, so hatte ich zu Beginn des Referendariats weder Unterrichtserfahrung, noch überhaupt eine praktische Ausbildung. Lediglich Wille und Mut etwas zu verändern und sich auf das Unbekannte einzulassen.

Liebe Kollegen.

Sie dürfen genervt sein. Sie dürfen menschlich sein. Sie dürfen überfordert sein. Sie dürfen Ihre Grenzen erkennen...sich aber nicht dahinter verstecken.

Literatur

Hattie, John: Lernen sichtbar machen für Lehrpersonen. Überarbeitete deutschsprachige Ausgabe von Visible Learning for Teachers. 1. Auflage. Baltmannsweiler: Schneider 2014.



Sascha C. Rudat

hat nach einem Magisterstudium mit Medienschwerpunkt gymnasiales Lehramt für Deutsch und Geschichte studiert. Seinen Vorbereitungsdienst absolvierte er im Studienseminar für Gymnasien in Fulda und erhielt im Mai dieses Jahres sein Zweites Staatsexamen nach einer Examenlehrprobe in einer gymnasialen Oberstufe und einer siebten Klasse an einer Integrierten Gesamtschule, in welcher sich zwei Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf befinden.

Nach seinem Referendariat tritt er zum neuen Schuljahr eine Stelle an einer IGS in Niedersachsen an.